

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Herrad Schenk

Wieviel Mutter braucht der Mensch?

Der Mythos von der guten Mutter

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Inhalt

1. Mütter, Großmütter, Urgroßmütter	11
2. »Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären«: Schwangerschaft und Geburt in früheren Zeiten ..	25
3. Der Kinderwunsch: Von der Selbstverständlichkeit zur Kopfgeburt ..	44
4. Der Preis der »Wahlfreiheit«: Die Verschärfung der Konkurrenz zwischen Müttern und kinderlosen Frauen	62
5. Überbemutterung und Vernachlässigung: Die Folgen der Mutterzentrierten Erziehung	84
6. Geliebt, verwöhnt und unterfordert: Das Prinzchen- und Prinzessinnen-Syndrom	106
7. Der alte Vater ist tot – wo ist der neue?	128
8. Vater-Mutter-Kind: Konkurrierende Liebesbeziehungen?	154
9. Der Mythos von der guten Mutter: Alleinzuständig, unersetzlich – und von Angst- und Schuldgefühlen geplagt	174
10. Frauenbewegung und Mutterideologie	198
11. »Eine Frau kann Mutter und zugleich sie selber sein!« Mutterschaft und Selbstverwirklichung	221
Anmerkungen	229
Literaturverzeichnis	233

1. Kapitel:

Mütter, Großmütter, Urgroßmütter

»Man kann nicht zugleich Mutter und etwas anderes sein.« So charakterisiert Elisabeth Badinter in ihrem historischen Werk über die Mutterliebe den im 19. Jahrhundert entstandenen Muttermythos¹. Wenn Mutterschaft ernst genommen wird – so will es die Mutterideologie – dann nimmt sie die Frau ganz und gar in Anspruch und läßt ihr keine Freiheit, noch irgend etwas anderes zu sein oder zu tun.

Mehr als je zuvor kreisen die Identitätskonflikte der Frauen von heute um die Mutterschaft bzw. um das Verständnis der Mutterrolle. Das haben mir nicht nur viele Diskussionen der vergangenen beiden Jahrzehnte innerhalb der Frauenbewegung und in der Öffentlichkeit wieder und wieder gezeigt, sondern vor allem auch die Lebensentwürfe der Frauen um mich her, ihre Pläne und Erwartungen und das, was im Laufe des Lebens dann tatsächlich aus ihnen wurde. Immer wieder taucht die Frage auf: Wie kann eine Frau zugleich Mutter und Mensch sein? Das mag, so formuliert, je nachdem banal oder absurd klingen und trifft doch genau den Kern des Problems: Wie kann eine Frau die Bedürfnisse und Ziele, die sie für sich selbst als Person hat, mit den Aufgaben und Pflichten einer Mutter vereinbaren? Wie weit muß sie das eine dem anderen opfern oder zumindest das eine dem anderen unterordnen? Kann es ihr gelingen (und ist es überhaupt wünschenswert), das eine mit dem anderen identisch zu machen? Der Konflikt zwischen dem Ideal des sich selbst verwirklichenden Individuums und den gesellschaftlichen Anforderungen an die Mutterrolle ist neu. Zwar glauben viele Menschen, das Bild der Mutter sei sich über die Jahrtausende hinweg immer gleich geblieben, eine der unwandelbaren

Konstanten des menschlichen Lebens, und natürlich hat es schon immer Mutterschaft gegeben – als biologisches Phänomen. Aber die gesellschaftliche Auffassung von der Mutterrolle, von den Pflichten und Rechten einer Mutter und vom Wesen der Mütterlichkeit hat sich innerhalb der letzten zweihundert Jahre und vor allem innerhalb der letzten drei Generationen tiefgreifend verändert.

Erst im Laufe dieses Jahrhunderts haben die Frauen, wie die Männer schon lange vor ihnen, begonnen, ihr Leben am Ideal des autonomen, für sich selbst verantwortlichen Individuums auszurichten. Im gleichen Zeitraum aber haben sich die gesellschaftlichen Anforderungen an die Mutterrolle um ein Vielfaches erhöht – und diese Anforderungen stehen oft im Widerspruch zum Ideal der individuellen Selbstverwirklichung. Frauen haben heute beides verinnerlicht: das Ideal des autonomen Individuums ebenso wie das Ideal der guten Mutter. Man könnte erwarten, daß der Konflikt zwischen diesen beiden Idealen sich in dem Maße abschwächt, wie Mutterschaft selbstgewählt ist und eine Frau weniger Kinder bekommt. Tatsächlich aber verschärft er sich immer mehr. Natürlich wird er von manchen Frauen mehr und von anderen weniger intensiv erlebt. Aber in irgendeiner Weise sind heute alle Frauen von diesem Konflikt tangiert, spätestens von dem Zeitpunkt an, da sie sich zu fragen beginnen, ob und wann sie Kinder haben und wie sie ihr Leben als Mutter gestalten wollen.

Früher war die Mutterschaft für die meisten Frauen selbstverständlich und als solche fest in die weibliche Normalbiographie eingebaut. Trotzdem waren die Frauen niemals ausschließlich Mütter und in keiner gesellschaftlichen Schicht den ganzen Tag nur mit ihren Kindern befaßt; es gab keinen Konflikt zwischen ihren Pflichten als Mutter und den vielen anderen Tätigkeiten, die sie ausübten und die meist vor den Kindern rangierten. Erst in unserem Jahrhundert,

genauer: erst seit den 60er Jahren, als die Wiederaufbauphase nach dem zweiten Weltkrieg beendet war, begann der Konflikt zwischen Mutterschaft und Individualität für die Frauengeneration fühlbar zu werden, die in dieser Zeit in die Familienphase eintrat. Wer genügend Informationen über das Leben der Mütter und Großmütter (vielleicht sogar der Urgroßmütter) in der eigenen Familie besitzt, kann sich ohne weiteres den tiefgreifenden Wandel in der Einstellung zur Mutterschaft innerhalb weniger Generationen vor Augen führen.

Meine Großmutter mütterlicherseits, im Jahre 1885 geboren, kam aus wohlhabenden Verhältnissen; sie stammte aus dem Wirtschaftsbürgertum und heiratete 1905 ins Bildungsbürgertum. Sie war keinesfalls eine Emanze (ein Blaustrumpf oder eine Frauenrechtlerin, hätte man damals gesagt), sondern leidenschaftlich gern das, was man in der ersten Frauenbewegung eine »Hausmutter« nannte. Sie hätte es absurd gefunden, einem Beruf nachzugehen – das taten nur alte Jungfern oder die bedauernswerten Frauen der Unterschicht. Außerdem war sie überzeugt davon, daß Männer und Frauen sehr verschieden sind und deswegen zu Recht in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären lebten und verschiedene Aufgaben zu erfüllen hatten. Sie war eine selbstbewußte, mit ihrem Leben zufriedene Frau, und sie hielt sich gewiß für eine engagierte und zärtliche Mutter. Das hinderte sie aber keineswegs daran, mit ihrem Mann mehrmals im Jahr zu verreisen und ihre beiden kleinen Mädchen manchmal wochenlang und zum ersten Mal schon bald nach deren Geburt unter der Aufsicht der Amme und später des Kinderfräuleins zurückzulassen. Dabei hatte sie kein schlechtes Gewissen – warum auch? Die weiten Reisen wären den Kindern nicht gut bekommen, und schließlich wußte sie sie in guten Händen.

Großmutter Else hatte nicht stillen können, hieß es. Konnte sie wirklich nicht oder mochte sie auch nicht? Damals gras-

sierte bei den Frauen der gehobenen Schichten die Angst vor der entstellenden Wirkung des Stillens auf den Busen, und noch waren die Mütter unberührt von psychologischen Erkenntnissen, die ihnen deswegen ein schlechtes Gewissen gemacht hätten. Meine Großmutter pflegte das Frühstück und das Abendessen allein mit ihrem Mann einzunehmen, ohne die Kinder – schließlich wollten Erwachsene dann und wann unter sich sein. Die Kinder durften am gemeinsamen Mittagessen teilnehmen, und bei den anderen Mahlzeiten konnten sie schon einmal mit dem Kinderfräulein gute Manieren üben, damit sie den Eltern nicht allzu sehr auf die Nerven fielen.

Vom Standpunkt heutiger Mütter aus war das ein scheußlich egoistisches und kinderfeindliches Verhalten – und natürlich eines, das Personal voraussetzte: das Delegieren eines großen Teils der Kinderpflege und -erziehung an bezahlte Kräfte. Trotzdem konnte meine Großmutter Else sich nach den Standards ihrer Zeit für eine gute Mutter halten. Sie interessierte sich für ihre Kinder. Sie sah sie mehrmals am Tag, herzte und küßte sie, hörte sich ihre kleinen Geschichten und Sorgen an. Sie nahm sie sogar manchmal zum Einkaufen mit in die Stadt (manchmal – nicht immer: Für ihre regelmäßigen Spaziergänge hatten sie ja das Kindermädchen.) Sie las bahnbrechende pädagogische Werke wie Ellen Keys »Jahrhundert des Kindes« oder Lhotzkis »Die Seele deines Kindes«; sie überwachte die Erziehungsmaßnahmen des Kinderfräuleins und diskutierte sie mit ihm, soweit erforderlich, und mit dem Großvater, der daran ebenfalls Anteil nahm. Sie nähte gern und fand Spaß daran, ihren Töchtern reizende Kleidchen zu entwerfen, aber sie hätte es für völlig verrückt gehalten, mit ihnen zu spielen. Spielen sollten Kinder gefälligst mit ihresgleichen – am besten unter dem wachsamen Auge der Kinderfrau. – Heute hat die Mutter die Rolle des Kindermädchens eingenommen, und zwar in allen sozialen Schich-

ten – ähnlich, wie sie zugleich ihr eigenes Dienstmädchen geworden ist.

Bemerkenswert an der Geschichte meiner Großmutter ist, daß sie sich als gute Mutter fühlen konnte, obwohl sie die Kinderbetreuung im engeren Sinne nicht als ihre Aufgabe ansah, sondern sie an bezahlte Kräfte delegierte. Genau so hatten es in den Jahrhunderten zuvor die Mütter aus adligen Kreisen und aus dem Großbürgertum gehalten. In Adelskreisen war es sogar üblich gewesen, die Kinder nicht im eigenen Haus zu erziehen, sondern sie schon mit sechs oder acht Jahren in Internate oder Klosterschulen zu schicken, und in manchen Kreisen des gehobenen Bürgertums (vor allem im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts) gab man sogar die Babies gleich nach ihrer Geburt aus dem Haus, zu bezahlten Ammen, wo sie oft jahrelang blieben. Verglichen damit war meine Großmutter Else wirklich eine sehr engagierte Mutter!

Interessant vom heutigen Standpunkt aus ist auch, daß es nicht etwa eine Berufstätigkeit war, die sie daran hinderte, mehr Zeit mit ihren Kindern zu verbringen. Sie hatte – nach ihrem eigenen Verständnis und nach der Auffassung ihrer Zeit – als Hausfrau andere Pflichten und reichlich zu tun: Sie mußte den Speisezettel entwerfen, den Dienstboten ihre Aufgaben zuweisen und deren Durchführung überwachen, sie mußte Geselligkeiten organisieren, die Beziehungen zur Verwandtschaft und zu den Gattinnen der Berufskollegen des Mannes pflegen, für eine Atmosphäre von Wohnlichkeit und Gemütlichkeit im Haus sorgen, ihrem Mann bei repräsentativen Anlässen zur Seite stehen und manches andere mehr.

Meine Großmutter väterlicherseits, Großmutter Franziska, stammte aus dem Kleinbürgertum. Wie Großmutter Else war sie Ende des 19. Jahrhunderts geboren und heiratete zu Beginn des 20. Jahrhunderts, aber anders als Else hatte sie sie-

ben und nicht nur zwei Kinder. Ihr Mann unterhielt einen kleinen Kolonialwarenladen, und sie half ihm dabei – heute würde man sagen : Sie übte den Beruf einer »mithelfenden Familienangehörigen« aus. In guten Zeiten gab es natürlich eine Zugefrau für das Geschäft und den Haushalt, aber auch so blieb für Großmutter Franziska Arbeit genug. Weil sie allein nicht mit den vielen Kindern fertig wurde und das Geld immer etwas knapp war, wurden zwei Töchter und ein Sohn schon im frühen Alter zu zwei alleinstehenden Tanten gegeben, die sie wie eigene Kinder aufzogen. Ihre Eltern und die anderen Geschwister sahen sie nur gelegentlich in den Ferien. Damals fand man überhaupt nichts dabei, seine Kinder wegzugeben – warum auch, es war doch nur zu ihrem Besten, da es ihnen bei den Tanten so viel besser ging als zu Hause. Um ihre anderen Kinder konnte sich Großmutter Franziska auch nicht allzuviel kümmern, sondern eben nur so, wie es sich ergab neben der Arbeit im Geschäft, neben Kochen, Putzen und großer Wäsche. Die älteren Kinder wurden ihrem Geschlecht gemäß in die Hausarbeiten eingespannt und blieben sonst weitgehend sich selbst überlassen; von den Älteren wurde erwartet, daß sie auf die Jüngeren achtgaben. Hatte Franziska Zeit, mit ihren Kindern zu spielen? Eine völlig überflüssige Frage!

Anders als Großmutter Else war sie mit Arbeiten ausgelastet, die vom Umfang her einer heutigen Berufstätigkeit voll entsprachen; sie mußte mit für den Lebensunterhalt der ganzen Familie schuften. So wie sie in ihrem Leben Beruf und Mutterschaft miteinander vereinbarte, haben es in unserem Kulturkreis seit Jahrhunderten Bäuerinnen, Handwerkers- und Kaufmannsfrauen, später auch Heimarbeiterinnen getan: Viele Kinder, viel Arbeit – und um die Kinder konnte der vielen Arbeit wegen kein Riesenzirkus gemacht werden. Doch genau wie Else hatte auch Franziska deswegen keineswegs ein schlechtes Gewissen oder das Gefühl, eine schlechte Mutter zu sein.

So sah Mutterschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus.

Es ist merkwürdig, daß genau in dem Maße, wie die außerhäusliche Frauenerwerbstätigkeit zugenommen hat, sich auch die Erwartungen an die Mutterrolle erhöhten. Eine zentrale These dieses Buchs ist, daß der Emanzipationsprozeß, der für die Frauenrolle allgemein zu beobachten ist, auf der anderen Seite durch die Entwicklung der Mutterrolle wieder zurückgenommen wird. Heute existieren die meisten Einschränkungen, denen Frauen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ausgesetzt waren, nicht mehr; fast alle Möglichkeiten zu Ausbildung, Beruf und Teilhabe am öffentlichen Leben stehen ihnen offen. In dieser Hinsicht hat sich die weibliche Biographie der männlichen angepaßt. Doch die neue individuelle Freiheit gilt nur, solange die Frau kinderlos ist. Denn unsere heutige Auffassung von Mutterschaft bindet Frauen noch enger, ausschließlicher und länger an ihre Kinder, als dies je zuvor der Fall war.

Auch in der Generation meiner Mutter, die ihre fünf Kinder zwischen 1941 und 1951 zur Welt brachte, galten noch andere Maßstäbe als heute. Die Kinder standen weit weniger im Mittelpunkt. Es gab in der Nachkriegszeit noch viele kinderreiche Familien, aber anders als zuvor mußten jetzt auch die Frauen der bürgerlichen Mittelschicht meist ohne Haushaltshilfe auskommen. Das bedeutete beim damaligen Stand der Haushaltstechnik unvergleichlich mehr Arbeit für die Hausfrau als heute. Die Hausarbeit hatte einen höheren Stellenwert, so daß die Beschäftigung mit den Kindern nebenher lief, auch bei der nicht erwerbstätigen Frau – während es heute, wenigstens vom Anspruch her, genau umgekehrt ist: Die Beschäftigung (zumindest mit kleineren) Kindern steht im Vordergrund, während die auf ein Minimum reduzierte Haushaltsarbeit nebenher läuft. In den 50er Jahren gab es noch kaum Waschmaschinen, Spülmaschinen schon gar

nicht; noch mußten beim Einkaufen große Mengen von Lebensmitteln mit eigener Kraft, ohne die Hilfe eines Autos, herangeschleppt werden, noch mußte man ständig Kohlen-schütten tragen, um die Öfen in Betrieb zu halten, und das Putzen war ein bei weitem anstrengenderes und schweißtreibenderes Geschäft als heute. Noch gab es kein Fast food, man konnte nicht mal eben eine Fertig-Pizza in den Ofen schieben oder die Kinder schnell zum Imbiß an die Ecke schicken; auch das Kochen verlangte seine Zeit. In den 50er Jahren wurde sogar im städtischen Haushalt noch viel eingemacht, selbst genäht, oder zumindest geflickt und gestopft. Noch viel mehr Arbeit fiel für die Frauen im ländlichen Raum an. Meine Schwiegermutter war Bäuerin und brachte ihre beiden Kinder 1938 und 1941 zur Welt. Nachdem ihr Mann noch kurz vor Kriegsende eingezogen worden war und danach vermißt blieb, mußte sie die gesamte Arbeit auf dem Hof mit zwei oder drei Knechten und Mägden allein bewältigen. Das Kochen für den großen bäuerlichen Haushalt, die Familie und das Gesinde, war noch die geringste Arbeit. Die Frauen mußten regelmäßig Brot backen, im Wechsel der Jahreszeiten Gemüse und Obst anbauen, ernten und einkochen. Die Kühe mußten täglich zweimal gemolken, Kleinvieh und Geflügel versorgt werden. Nach dem Schlachten mußte gewurstet und Fleisch eingepökelt werden. Bei der Heu-, der Getreide- und der Kartoffelernte halfen natürlich alle mit. Und im Winter wurde nicht nur geflickt, gestrickt, gestopft und genäht, sondern sogar noch Wolle gesponnen. Natürlich hatte meine Schwiegermutter keine Zeit, sich vorrangig und ausschließlich mit ihren Kindern zu befassen. Zum Glück lebten die Großeltern mit im Haus, die nebenbei die Kleinen hüteten, aber auch die Großeltern hatten noch genügend andere Aufgaben. Die Kinder wurden ihrerseits schon früh bei den verschiedensten Arbeiten eingespannt, so daß Beaufsichtigung und Mitarbeit Hand in Hand gingen.

Später konnten sie zum Beispiel auch angestellt werden, um den bettlägerigen Großeltern die Suppe in die Kammer zu bringen, weil die Erwachsenen für die Krankenpflege nicht viel Zeit erübrigen konnten. Soweit sie nicht mithelfen mußten, blieben die Kinder sich selbst überlassen, am Rande des Kontrollfeldes der mit ihrer eigenen Arbeit beschäftigten Erwachsenen.

Gewiß hat meine Schwiegermutter ihre Kinder nicht im Kinderwagen spazierengefahren, wie dies heute alle jungen Mütter tun. Auch hat sie sich kaum um ihre Schulaufgaben gekümmert und ihre Freizeitbeschäftigungen organisiert. Meine Schwiegermutter Lina hätte solche Beschäftigungen heutiger Mütter vermutlich als bloßen Firlefanz empfunden, als schlecht kaschierte Faulenzerei, die sich in ihrer Umgebung niemand leisten konnte.

In der Nachkriegszeit waren viele, wenn nicht die meisten Mütter, auf die eine oder andere Weise erwerbstätig, und das galt nicht nur für die Bäuerinnen, die mithelfenden Ehefrauen in Handwerksbetrieben und kleinen mittelständischen Unternehmen oder die Frauen der Unterschicht. Da waren auch die Flüchtlingsfrauen, die Hab und Gut verloren hatten, und die vielen alleinerziehenden Mütter, deren Männer im Krieg gefallen oder noch in Gefangenschaft waren. Sie alle mußten, vorübergehend oder für längere Zeit, arbeiten gehen. Wie viele Mütter haben in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg wohl Zeit gefunden, mit ihren Kindern zu spielen? Die Kinder selbst hatten ja kaum Zeit dazu, zumindest die größeren, so sehr waren sie mit ihrem eigenen Beitrag zum Überleben und Wohlergehen der Familie beschäftigt. Die Mütter konnten sich auch keineswegs immer in der Nähe ihrer Kinder aufhalten, denn sie waren mit so vielen Laufereien zur Organisation des Alltags befaßt. Den Kindern wurde sehr viel früher als heute eine weit größere Selbständigkeit zugemutet – oder zugetraut. Wenn die Mut-

ter Glück hatte, gab es Großeltern, Tanten oder Nachbarinnen in der Nähe, die sie bitten konnte, zwischendurch mal nach den Kindern zu sehen, ansonsten wurden die älteren Geschwister beauftragt, auf die jüngeren aufzupassen. Es gab nur wenige Erwachsene, die es als tagesfüllende Beschäftigung angesehen hätten, sich mit Kindern zu deren Vergnügen und nach deren Wünschen zu befassen². Auch diese Müttergeneration gab ihre Kinder noch ohne schlechtes Gewissen kürzere oder längere Zeit aus dem Haus, zu anderen Leuten, wenn es die Umstände ratsam erscheinen ließen.

Auch die Frauen aus der Generation meiner Mutter und Schwiegermutter, die durch die äußeren Umstände gezwungen waren, sich auf den Kampf ums Überleben zu konzentrieren, wurden nicht beschuldigt, schlechte Mütter zu sein. Erst als die Männer in großer Zahl in ihre alten Positionen zurückkehrten und die Frauen dort überflüssig schienen, erst als der Verdacht aufkam, manche Frauen wollten vielleicht erwerbstätig bleiben, weil es ihnen Spaß machte – erst da begann man von den vernachlässigten Schlüsselkindern und ihren egoistischen Müttern zu reden. So lange wie die Frauenerwerbstätigkeit durch ökonomische Zwänge erklärt werden konnte, machte man den Müttern keine Vorwürfe daraus, sondern man bedauerte sie (»Die arme Frau muß ja arbeiten gehen, weil sie keinen Mann hat«, oder: »weil der Mann nicht genug verdient«). Erst als es nicht mehr die schlechtere Alternative war, wurde die erwerbstätige Mutter als schlechte Mutter verschrien. Jetzt erst wurde die ständige Präsenz und die andauernde Beschäftigung mit dem Kind zu dem, was die gute Mutter von der weniger guten Mutter unterscheidet.

In der Konkurrenz zwischen den Lebensmustern erwerbstätiger und nicht-erwerbstätiger Mütter haben sich dann in den vergangenen Jahrzehnten die Ansprüche an die Mutter immer weiter gesteigert. Noch nie haben sich Mütter so viel

mit ihren Kindern befaßt wie bei uns in den letzten zwanzig Jahren. Es war, als wollten die Vollzeit-Mütter den Doppelrollen-Müttern beweisen, wie unverantwortlich sie handelten. Den sogenannten Nur-Hausfrauen lag daran zu zeigen, daß sie die durch arbeitssparende Methoden gewonnene Zeit eben nicht, wie manche boshaft behaupteten, in noch saubere Fenster und noch glänzendere Böden investierten, – und schon gar nicht in Mußstunden mit der Illustrierten und dem Täßchen Kaffee auf dem Sofa, wie noch böserer Zungen' ihnen nachsagten. Schließlich widmeten sie all ihre Zeit und Energie dem Wichtigsten und Wertvollsten in ihrem Leben: den Kindern. Wenn ihnen die Doppelrollenfrauen vorerzählten: »Das bißchen Haushalt schafft man ja wohl nebenher, das ist doch kein Grund, den Beruf aufzugeben« – dann konterten die Nur-Hausfrauen: »Nicht für den Haushalt, sondern der Kinder wegen bleiben wir zu Hause. Wir lieben unsere Kinder eben mehr als ihr.« Und da die Nur-Familienfrauen qua Präsenz, durch ihr bloßes Zuhausesein, schon unter Beweis stellten, wie ernst sie die Mutterschaft nahmen, sahen sich die erwerbstätigen Mütter im Gegenzug gezwungen, in ihren Stunden zu Hause ganz besonders intensiv auf die Belange ihrer Sprößlinge einzugehen: »Qualität geht vor Quantität«, konnten sie dann sagen, »wir sind zwar nur drei oder vier Stunden mit unseren Kindern zusammen, aber in dieser Zeit kümmern wir uns mehr um sie, reden mehr mit ihnen, spielen mehr mit ihnen, haben überhaupt eine intensivere Beziehung zu ihnen als ihr, die ihr zwar den ganzen Tag zu Hause seid, aber die lieben Kleinen doch manchmal wegorganisiert oder zum Teufel wünscht, weil sie euch, die ihr nie aus dem Haus rauskommt, auf die Nerven gehen!«

So trägt offenbar eine unglückselige Konkurrenz zwischen erwerbstätigen und nicht-erwerbstätigen Müttern dazu bei, die an Mütter gestellten Anforderungen immer weiter zu er-

höhen – und dies eigentlich erst, seit Frauen wählen können, ob sie Mutter werden wollen oder nicht und ob sie als Mutter weiterhin erwerbstätig sein wollen oder nicht. Das wohl-tönende Schlagwort von der »Wahlfreiheit«, die politisch gern als Wert und wichtigstes Anliegen der Frauen propagiert wird, verschleiert eine Verschärfung der Konkurrenz zwischen den Lebensmustern von Frauen, die zur Zeit unserer Großmütter und Urgroßmütter noch nicht existierte.

In den vergangenen Jahrzehnten habe ich an vielen Diskussionen zwischen Frauen teilgenommen, und immer wieder kam es zu erbitterten Kontroversen zwischen erwerbstätigen und nicht erwerbstätigen Müttern, hinter denen, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Frage stand: Wer ist die bessere Mutter? Wie egoistisch darf eine Mutter sein? Manchmal scheint mir, als habe sich an der Struktur dieser Diskussionen, trotz der Erfolge der Frauenbewegung auf so vielen anderen Gebieten, kaum etwas verändert.

Die Mütter von heute führen die Debatte untereinander mit ganz ähnlichen Argumenten wie die Mütter der 70er Jahre – nur daß der Ton vielleicht ein bißchen weniger feindselig ist als damals. Warum eigentlich hat sich an diesem grundlegenden Konflikt der Frauen so wenig geändert? Warum kommt es nicht zu der in den politischen Programmen und Sonntagsreden immer wieder beschworenen »größeren Vereinbarkeit von Familie und Beruf« – obwohl sie doch scheinbar alle wünschen und obwohl die durchschnittliche Kinderzahl pro Familie ebenso abnimmt wie die im Beruf verbrachte Tagesarbeitszeit? Das müßte die Dinge für die Frauen doch leichter machen, sollte man meinen. Aber das Gegenteil ist der Fall.

Liegt es daran, daß unser Wirtschaftssystem mit einer bestimmten Familienstruktur fest verzahnt ist und das Ganze auf einer zementierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung aufbaut? Liegt es an der Renitenz, der Gleichgültigkeit

oder Böswilligkeit der Männer, die einfach nicht bereit sind, Privilegien aufzugeben? Liegt es vielleicht auch an den Frauen selbst, daß die Mutterschaft zu einer immer exklusiveren und aufwendigeren Facette der weiblichen Identität wird?

Ich will mich in diesem Buch mit der sich wandelnden Bedeutung der Mutterschaft im Leben der Frau befassen. Wie hat Mutterschaft sich im sozialen Wandel verändert? Warum bekommen Frauen immer noch Kinder, obwohl das doch mit so vielen Nachteilen für sie verbunden ist? Wie erklärt es sich, daß Frauen zwar immer weniger Kinder bekommen, die Mutterschaft aber deswegen nicht etwa einen geringeren Stellenwert in ihrem Leben einnimmt, sondern eher einen größeren? Welche Folgen hat die intensive Bemutterung, die Kinder heute im Normalfall erfahren, für die Kinder, für die Frauen, für das Verhältnis zwischen Frauen und Männern? Wie wirkt sich der Trend zum Wunschkind und zum Einzelkind auf die Familien, die Gesellschaft und die Kinder selber aus? Was hat es mit der These von der kinderfeindlichen Gesellschaft auf sich? Wo bleiben eigentlich die Väter? Gibt es die neuen Väter wirklich und wenn ja, warum werden es nicht deutlich sichtbar mehr? Wie kommt der neue Muttermythos zustande? Wie verhält sich die Frauenbewegung zur Mutterideologie?

Dieses Buch ist ein durchaus parteiischer Diskussionsbeitrag zu einem Thema, das manchen Mann interessiert, aber keine Frau, Mutter oder Nichtmutter, gleichgültig läßt. Vermutlich würden manche meiner Thesen anders ausfallen, wenn ich selber Mutter wäre. Statt dessen sind meine Ideen durch die zahlreichen, zum Teil sehr hautnahen Erfahrungen beeinflußt, die ich in meinem Leben mit Müttern und den Kindern anderer Mütter gemacht habe.

Mutterschaft war sehr viel einfacher in den Zeiten, als die Mutterrolle noch ein selbstverständlicher Bestandteil der

weiblichen Normalbiographie war. Heute sind die Frauen gezwungen, über alles zu reflektieren: Sie zerbrechen sich den Kopf über ihren Kinderwunsch, über ihre Kinder, darüber, wie ihre Kinder sich entwickeln und was einmal aus ihnen werden soll, über ihren Erziehungsstil mit all seinen Defiziten, der vielleicht an den Fehlern der Kinder schuld sein könnte, über sich selbst als Mütter. Natürlich macht all dieses Reflektieren das Leben keineswegs leichter.

Dieses Buch ist, obwohl es natürlich wiederum zum Reflektieren einlädt, ein Versuch, die Mütter von einigen der Lasten zu befreien, die ihnen die Mutterideologie auferlegt.

2. Kapitel:

»Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären« – Schwangerschaft und Geburt in früheren Zeiten

Mutter werden und Mutter sein – beides hat sich in unserem Jahrhundert ganz grundlegend verändert. Die entscheidende und die folgenreichste Veränderung besteht sicher darin, daß Frauen heute frei wählen können, ob sie Mutter werden wollen oder nicht und wie viele Kinder sie haben möchten.

Doch es gibt noch einen anderen wichtigen Unterschied: Früher stand die körperliche Seite der Mutterschaft viel stärker im Vordergrund des Erlebens als heute. Die physischen Ereignisse Schwangerschaft und Geburt beherrschten das Leben der Frauen mehr, als wir es uns heute vorstellen können. Einerseits handelte es sich um Ereignisse, die die Frauen immer wieder erlebten und die beinahe allen Frauen widerfuhr. Man war mit den körperlichen Begleiterscheinungen der Schwangerschaft und auch mit dem Gebären vertrauter und machte deswegen nicht so viel Aufhebens darum, wie wir dies heute tun. Vermutlich hatten nur wenige Frauen das Bedürfnis, Schwangerschaftstagebücher zu führen, in denen sie minutiös alle körperlichen Veränderungen und die dazugehörigen Empfindungen notierten, wie es heute so verbreitet ist. Schwangerschaft und Geburt waren alltäglicher; immer war irgendeine Frau in der eigenen Umgebung schwanger, stand dicht vor ihrer Niederkunft oder hatte gerade geboren. Die meisten erwachsenen Frauen hatten schon anderen Frauen in den Wehen beigestanden. Auf der anderen Seite wußten alle, daß jede Geburt zu einer Angelegenheit von Leben und Tod werden konnte – und das verlieh dem einerseits alltäglicheren Geschehen eine große Dramatik.

Die wichtigsten Fakten kennen wir alle: Früher bekamen die

Frauen im allgemeinen sehr viel mehr Kinder als heute. Schwangerschaft und Geburt waren riskanter. Nicht nur die Mutter, auch das Neugeborene, der Säugling, das Kleinkind waren von einer höheren Sterblichkeit bedroht. Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert erreichte nur knapp die Hälfte aller Kinder das zehnte Lebensjahr; 20 % bis 30 % starben schon während des ersten Lebensjahres. Wir können nur darüber spekulieren, wie sich dies auf das Leben der Frauen ausgewirkt hat, auf die Gefühle, mit denen sie Schwangerschaften und Geburten begegneten, und auf ihr Verhältnis zu ihren Kindern.

Mutterschaft war nicht, wie heute, eine freiwillige Option, und die Kinder waren nicht im heutigen Sinne Wunschkinder. Die Frauen entschieden sich nicht bewußt für oder gegen die Ehe oder einen bestimmten Ehemann, sondern im allgemeinen wurden sie verheiratet – und die Bestimmung zur Mutterschaft war automatisch mit dem Status der Ehefrau verknüpft. Es gab nur selten attraktive Alternativen zur Ehe (wie zeitweise etwa das Leben im Kloster, das aber in der Regel nur adligen Frauen offenstand). Meistens war das Los der Ehefrau, trotz der Last des Gebärens und aller damit verbundenen Risiken, besser als das der unverheirateten alten Jungfer, die in der Regel einen niedrigeren Sozialstatus und schlechtere Lebensbedingungen hatte. Waren die Frauen erst einmal verheiratet, dann wurden sie auch bald schwanger, und die Geburten folgten mehr oder weniger rasch aufeinander, wie Gott oder die Natur es wollten – zumindest wurde das meistens so erlebt. Die Frauen selbst hatten in Mitteleuropa in den letzten Jahrhunderten keinen großen Einfluß auf die Zahl ihrer Schwangerschaften. Die meisten verheirateten Frauen wünschten sich Kinder, denn oft erlangten sie erst als Mutter mehrerer Kinder, vor allem als Mutter von Söhnen, ein gewisses gesellschaftliches Ansehen. Nur mit und über eigene Kinder konnten sie sich eine gewisse Hausmacht auf-

bauen; kinderlos waren sie bedauernswerte Geschöpfe. Aber häufig bekamen sie weitaus mehr Kinder, als sie brauchten und wollten.

Vom späten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit hinein war die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Frauen erschreckend hoch. Margaret L. King, die die Lebensbedingungen der Frauen in dieser Zeit erforscht hat, gibt zahlreiche Beispiele für die damals üblichen Geburtenzahlen: »Vom 14. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert haben die Frauen der venezianischen Adelsfamilie Donato in jeder Generation wohl das durchschnittliche biologische Maximum an weiblicher Fruchtbarkeit erreicht, nämlich zwölf Kinder. Es gab aber in der Renaissance Mütter, die mit schier atemberaubenden Geburtenzahlen sogar noch dieses Maximum übertrafen. Die Florentinerin Antonia Masi, die 1459 im Alter von 57 Jahren starb, hatte sechsunddreißig Kinder geboren, von denen neun Jungen sie überlebten. In Venedig brachte im 15. Jahrhundert Magdalucia, die Frau des Edelmannes Francesco Marcello, sechsundzwanzig Kinder zur Welt – in der Zeit ihrer Gebärfähigkeit fast in jedem Jahr eines.«⁴ In diesem Zeitraum hatten die Frauen aus den Unterschichten viele, die Frauen aus den gehobenen Schichten aber sogar noch mehr Kinder.

Ihre Fruchtbarkeit hing von mehreren Faktoren ab: zunächst einmal von ihrem eigenen Alter und dem Alter des Ehemannes bei der Verheiratung. Frauen, die mit sechzehn Jahren oder sogar noch früher heirateten, wie es in Süd- und Südosteuropa nicht selten war, hatten (wenn sie sie überlebten!) eine Fruchtbarkeitsspanne von bis zu drei Jahrzehnten. In Mittel- und Nordeuropa heiratete man seit dem späten Mittelalter nicht so früh, jedenfalls in bäuerlichen und in Handwerkskreisen. Das hing mit der Wirtschaftsform zusammen: Ein junges Paar mußte, bevor es Kinder in die Welt setzte, eine ökonomische Basis für die Familie haben, also warten,

bis sich der Altbauer aufs Altenteil setzte oder die Meisterprüfung abgelegt war. Hier heirateten Frauen oft erst, wenn sie schon Mitte zwanzig waren, was ihre durchschnittliche Geburtenzahl ein wenig senkte. In Adelskreisen dagegen wurden Frauen und Männer sehr jung verheiratet, manchmal schon als Halbkinder – weil hier die Ursprungsfamilien zur Sicherung ihrer Macht großen Wert auf reichliche Nachkommenschaft legten.

Die Fruchtbarkeit der Frauen hing natürlich auch davon ab, wie oft sie heirateten und wie lange sie zwischendurch im Witwenstand lebten. Die Sterblichkeit der Menschen war groß, nicht nur die Frauensterblichkeit im Kindbett, sondern auch die allgemeine Sterblichkeit aufgrund von Infektionskrankheiten, Seuchen, Hungersnöten. Da eine Hauswirtschaft ohne Ehemann oder Ehefrau nur schwer zu führen war, gab es einen gewissen sozialen und wirtschaftlichen Druck zur Wiederverheiratung und sehr viel mehr Zweit- und Drittehen, als wir uns das heute im allgemeinen vorstellen.

Auch im 18. und 19. Jahrhundert waren viele Geburten einer Frau noch die Regel. Königin Luise von Preußen (1776–1810), die selber nur 34 Jahre alt wurde, brachte in ihrer Ehe mit Friedrich Wilhelm II. zehn Kinder zur Welt. Kaiserin Maria Theresia von Österreich (1717–1780) gebar sechzehn Kinder; ihre Schwiegertochter Ludovica von Spanien, die Frau ihres Sohnes Leopold II., brachte es ebenfalls auf sechzehn Geburten. Der Dichter Matthias Claudius, 1740 geboren, kam aus einer Familie mit zehn Kindern. Seine Mutter wurde nur vierzig Jahre alt, aber sie setzte acht Kinder in die Welt und zog dazu noch zwei Stiefkinder aus der ersten Ehe des Vaters groß. Anna Rebecca Claudius, die Frau des Dichters, die bei ihrer Heirat im Jahre 1772 noch nicht ganz siebzehn war, gebar innerhalb von zweiundzwanzig Jahren zwölf Kinder, von denen immerhin neun erwachsen wurden. Königin Victoria von England (1819–1901) hatte neun Kinder; in

Kreisen des Adels und des Großbürgertums damals keine Seltenheit. Aus den Memoiren der Schriftstellerin Malwida von Meysenburg (1816–1903) erfahren wir, daß sie das jüngste von zehn Geschwistern war; und Fanny Lewald (1811–1889), ebenfalls Schriftstellerin, kam aus einer Familie mit acht Kindern⁵.

Nicht nur viele bürgerliche Frauen bekamen im 19. Jahrhundert ein Kind nach dem anderen. Auch die Frauen der Unterschicht, die Kleinhäuslerinnen und Tagelöhnerinnen auf dem Land und die Arbeiterinnen in der Stadt, waren ständig schwanger. Frauen und Männer heirateten in diesen Kreisen sehr früh, oder sie lebten in wilder Ehe zusammen; jedenfalls stand den Frauen noch eine lange Periode der Fruchtbarkeit bevor, wenn sie mit dem regelmäßigen Geschlechtsverkehr begannen, und empfängnisverhütende Mittel wurden kaum verwandt. Der Kinderreichtum war in solchen Fällen nicht selten die Ursache für einen sozialen Abstieg bis zur Verelendung. Franz Louis Fischer, ein Arbeiter, der im Jahre 1880 heiratete und biographische Aufzeichnungen hinterlassen hat, beschreibt ein nicht untypisches Familienmuster: Innerhalb von zwanzig Jahren brachte seine Frau sechzehn Kinder zur Welt; eine hoffnungsvoll begonnene Ehe, die bald zu einem hoffnungslosen Kampf gegen das Elend wurde. Viele dieser Kinder wurden nicht alt. Als im Jahre 1901 das letzte Kind geboren wurde, waren von seinen fünfzehn älteren Geschwistern noch insgesamt acht am Leben, erst drei hatten das Schulalter erreicht. »Fast kein Jahr war ohne Arzt, Hebamme oder Leichenfrau verstrichen«, schreibt der Mann in seinen Erinnerungen⁶.

Inwieweit konnten verheiratete Frauen zu verschiedenen Zeiten Einfluß auf die Zahl ihrer Schwangerschaften und Geburten nehmen, etwa durch Verweigerung des Geschlechtsverkehrs, durch verschiedene Methoden der Empfängnisverhütung oder durch Abtreibung? Darüber können wir

nur Vermutungen anstellen. Nach mittelalterlich-christlicher Auffassung schuldete die Frau dem Mann den ehelichen Beischlaf; er hatte ein Recht darauf, sie hatte keines, sich zu weigern. Jede Form der Empfängnisverhütung (außer der Enthaltensamkeit) war ebenfalls von der Kirche untersagt; auch der Koitus interruptus galt als Sünde. Offenbar wurde in den vergangenen Jahrhunderten, noch bis ins 20. Jahrhundert hinein, innerhalb der Ehe von den Männern kaum verhütet. Kondome, die schon bekannt waren, auch der Koitus interruptus, wurden von Männern wahrscheinlich überwiegend in außerehelichen Verhältnissen oder bei Prostituierten angewandt. In der Ehe ließen es die meisten Männer getrost auf eine Schwangerschaft ankommen, die sie ja nicht auszutragen hatten. Besonders kraß kommt diese Einstellung in dem berühmten Luther-Zitat aus der Schrift »Vom ehelichen Leben« (1522) zum Ausdruck: »Ob sie sich aber auch müde und zuletzt tottragen, das schadet nicht. Laß sie sich nur tottragen, sie sind drum da.«⁷

Natürlich waren auch den Männern zu viele Kinder nicht recht, denn irgendwie mußte der Hof oder Betrieb sie in den ersten Jahren alle ernähren. Aber man konnte ja vorher nicht wissen, wie viele überleben und das Erwachsenenalter erreichen würden; man mußte also Eventualitäten berücksichtigen und Kinder auf Vorrat zeugen, mehr, als de facto für die Arbeit und zur Alterssicherung benötigt wurden. Und dann verließ man sich einfach auf die nachträgliche Fruchtbarkeitsregulierung der Natur: Gott würde schon dafür sorgen, daß eine angemessene Zahl überlebte.

Das Wissen um Methoden der Empfängnisverhütung, die von Frauen während des Geschlechtsverkehrs oder unmittelbar danach angewandt werden konnten, war zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich weit verbreitet. Im Mittelalter verstanden die Frauen wahrscheinlich mehr von der Verhütung als in der frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert, wo

als Ultima ratio nur die Abtreibung bei fortgeschrittener Schwangerschaft blieb. Die Informantinnen in Sachen Verhütung waren für die Männer die Dirnen, für die Frauen die Hebammen, die Weisen Frauen – und mit dem Niedergang des Hebammenstandes und dem Aufkommen der männlichen Ärztekaste ging viel von dem tradierten weiblichen Verhütungswissen verloren.

Erst seit dem späten 19. Jahrhundert scheinen Frauen der bürgerlichen Mittel- und Oberschichten eine gewisse Macht der Verweigerung besessen und ausgeübt zu haben, die sie auch aus der ihnen zugeschriebenen Frigidität herleiteten. Sie konnten, anders als die einfacheren Frauen, auf zarte Konstitution und delikate Gesundheit verweisen und ihre Ehemänner als Rohlinge anprangern, wenn die ihnen noch weitere Schwangerschaften zumuten wollten. Nach der Geburt von ein paar Kindern den Geschlechtsverkehr ganz einzustellen, war für sie kein Opfer, sondern meistens eine Erleichterung.

Bei den Frauen auf dem Land war bekannt, daß das Stillen die Empfängnis unwahrscheinlicher macht, wenn es natürlich auch kein hundertprozentig funktionierendes Mittel ist, und seit der frühen Neuzeit wurde es hier und da und manchmal auch verbreitet angewandt. »Die Erfahrung lehret, daß die meisten Frau so lange verschonet bleiben, als sie die Kinder säugen... Hierzulande pflegt man in Städten die Kinder ein Jahr lang zu säugen, allein auf denen Dörfern dauert es länger. Man hat mir sagen wollen, es säugten die Bauernfrauen ihre Kinder im 2. Jahr und länger, um nicht viele Kinder zu haben.«⁸.

Abtreibungen wurden auch im Mittelalter und in der frühen Neuzeit praktiziert, allerdings vermutlich von verheirateten Frauen seltener als von ledigen – und insgesamt wahrscheinlich seltener als im 19. Jahrhundert. Im allgemeinen versuchten die Frauen, die ein Kind nicht gebären wollten, nach-

einander verschiedene Mittel, deren Gefährlichkeit sich steigerte – wenn keines davon erfolgreich war, konnten sie das Kind immer noch zur Welt zu bringen und es dann irgendwie loswerden, es aussetzen oder weggeben. Das war bis ins 18. Jahrhundert nicht allzu schwierig und jedenfalls weniger risikoreich für die Frau als eine Abtreibung bei fortgeschrittener Schwangerschaft.

Unmittelbar nach der Empfängnis unternahmen die Frauen erste Abtreibungsversuche mit Sitzbädern, Waschungen und Spülungen, für die sie Kräuterextrakte (wie zum Beispiel Senfpulver) verwandten. Sie nahmen auch Kräutertränke zu sich, die wehenähnliche Kontraktionen auslösten. Die Wirksamkeit von Mutterkorn, Gartenraute, Reinfarnöl, Petersilienöl, Nieswurz, Wacholder, Sadebaum und vielen anderen war schon im Mittelalter bekannt. Medizinische Werke des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen über hundert Abtreibungsmittel, von denen eine Reihe auch aus heutiger medizinischer Sicht recht wirkungsvoll sind⁹. Doch oft genug blieb die Wirkung aus. So stand in Augsburg im Jahre 1608 Anna Weilbach, die Magd des 64jährigen Goldschmieds Jeremias Bair und wahrscheinlich von ihm geschwängert, vor Gericht, weil sie vergeblich versucht hatte, ihre Schwangerschaft durch den Verzehr von Lorbeerfrüchten zu beenden (»alwegen des morgens, jedesmal biß in 5 oder 6«), und der Apotheker sie verpiffen hatte. »Hab ir herr zu ir gesagt, es werd ir nichts schaden und da sie schwanger seie, dasselb von ir treiben.«¹⁰

Blieben diese Anwendungen ohne Erfolg, versuchten die Frauen häufig, die Schwangerschaft durch äußere Erschütterungen zu unterbrechen: durch halsbrecherische Sprünge von Stühlen, Treppen, Heuböden oder durch das Schleppen schwerer Lasten.

Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts nahm die Zahl der Abtreibungen in Mitteleuropa dramatisch zu – und mit

ihnen die Gefährlichkeit der angewandten Mittel. Schätzungen zufolge wurde in diesem Zeitraum jede vierte Schwangerschaft mit einem Abort beendet. Ende der 20er Jahre starben in Deutschland vermutlich 8000 Frauen jährlich an den unmittelbaren Folgen von Abtreibungen (das ist ein Vielfaches der gegenwärtigen Zahl der Drogentoten und beinahe die Zahl der tödlichen Verkehrsoffer von heute)¹¹.

Die häufigste Todesursache war die Sepsis, die entstehen konnte, wenn die Frauen mit allen möglichen Gegenständen, wie zum Beispiel Stricknadeln, in der Vagina herumstocherten, um den Gebärmuttermund zu reizen oder zu öffnen und so Kontraktionen und eine Fehlgeburt auszulösen. In dieser Zeit schluckten schwangere Frauen um abzutreiben auch hochgiftige Substanzen, wie zum Beispiel Arsen, Phosphor, Blei und Chinin, eine lebensgefährliche Gratwanderung, denn war die Dosierung zu niedrig, wurde der Fötus nicht abgetötet, sondern nur dauerhaft geschädigt; war sie zu hoch, starb die Frau selber oder sie fügte sich schwere irreversible Schäden, zum Beispiel Magenblutungen oder Nervenlähmungen, zu.

Verbreitet war auch die Methode, eine Seifen- oder Essiglösung in die Gebärmutter zu spritzen, was ebenfalls Kontraktionen auslöste: »Ich hab mich in die Hucke gesetzt, dann kommt die Gebärmutter ganz nach vorne. Dann hab ich mit dem linken Zeigefinger die Gebärmutteröffnung gesucht, mit der rechten Hand bin ich mit dieser Spritze beigegangen und hab sie so reingeführt, das war'n kleiner Schlauch. Dann kam der Ball. Kam wieder'n kleiner Schlauch. Und da war der Sauger dran. Der mußte ja in dem Essigwasser drinliegen, dürfte ja keine Luft rein. Also mußte ich'n zweiten Mann, 'ne zweite Frau oder Person haben, nicht? Und der hat dann auf den Ball gedrückt, bis das Essigwasser reingelaufen ist. Und dann merkt man irgendwie, bewegt sich da was. Hat man auch Schmerzen, Bauchweh, so 'ne Art Wehen auch. Und dann, oh Gottogott, dann kommt

das alles raus, in der Hülle noch«, – so beschreibt eine Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die Prozedur¹².

Das Ausmaß der normalen Fruchtbarkeit wurde in den vergangenen Jahrhunderten im übrigen auch durch die schlechten Lebensbedingungen in Grenzen gehalten, die in Mitteleuropa seit dem Ausgang des Mittelalters für breite Bevölkerungsschichten eher die Regel als die Ausnahme waren: harte Arbeit, häufige Unterernährung und Frauenkrankheiten in der Folge von schwierigen Schwangerschaften und Geburten minderten die Empfängnisfähigkeit oder führten zu wiederholten Fehlgeburten. Solche Bedingungen dauerten für die Frauen der Unterschichten bis ins 20. Jahrhundert hinein an. Max Hodann schildert einen erschütternden Fall aus einer Berliner Arztpraxis der Jahrhundertwende: »Die Frau war, als sie zu mir kam, 50 Jahre alt und total invalide. Ich fragte sie, was vorläge. Unterleibsbeschwerden. Wieviel Kinder sie habe? Zwei. Vorsichtshalber forschte ich weiter, wieviel Kinder sie gehabt habe? Acht.« Durch weitere Fragen erfährt der Arzt nach und nach, daß die Frau nicht nur sechs ihrer Kinder bald nach deren Geburt an »Krämpfen« hatte sterben sehen, sondern daß sie innerhalb von sechzehn Jahren zwanzig Fehlgeburten gehabt hatte! »Nach dem sechsten Kind habe ihr ja der Arzt schon gesagt, daß sie keine Kinder mehr würde austragen können. Ich fragte die Frau, ob sie denn mit ihrem Mann über diese sinnlose Gebäreerei niemals gesprochen habe. Ja, das schon. Der habe aber immer gesagt: Damit mußt du dich abfinden, dafür bist du eben eine Frau!«¹³ Solche und ähnliche Schicksale waren damals, wie der Berliner Arzt betont, keineswegs Einzelfälle, sondern kamen häufiger vor, als man sich das heute vorstellen mag.

Die Mutterschaft war zunächst einmal ein physisches Ereignis; und die vielen Schwangerschaften, mehr oder weniger gut durchlebt und überstanden, hinterließen im Körper der

Frauen ihre Spuren. Manchmal waren es Verletzungen und andauernde lästige Behinderungen, schmerzhafte Dammrisse oder der Gebärmuttervorfall etwa, bestenfalls führten sie nur zu einer allmählichen Erschöpfung und Abnutzung. Zum normalen Frauenleben gehörten eben eine Vielzahl von Schwangerschaften und Geburten, von Fehlgeburten, Totgeburten und Abtreibungen, ebenso wie zahlreiche Frauenbeschwerden, die im Zusammenhang mit diesen entstanden. Wieviel Lebenskraft und Vitalität der Frauen vom mühsamen Geschäft der Reproduktion aufgezehrt wurde, ist für uns heute einigermaßen unvorstellbar. »Niemand kann besser Ihre Leiden fühlen als ich«, schrieb 1796 Charlotte von Stein an Schillers Frau, die kurz vor der Geburt ihres zweiten Sohnes stand, »denn mir war dieses Geschäfte auch auf eine schwere Art auferlegt. Von Thränen ermüdet schief ich nur ein und schleppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht zu dieser Pein bestimmt habe.«¹⁴

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestand für Frauen, die ihrer Niederkunft entgegensahen, auch ein nicht unbeträchtliches Risiko, im Kindbett zu sterben. »Das Martyrium der Lady Danby wurde 1648 von ihrer Schwester beschrieben. Nachdem sie bereits neun Kinder zur Welt gebracht und sechs Fehlgeburten erlitten hatte, gebar sie ein sechzehntes Mal und begrüßte den Tod, der endlich zwei Wochen später eintrat.«¹⁵ Natürlich verlief die Mehrzahl der Geburten normal und nicht tödlich – aber jede Frau kannte in ihrem persönlichen Umfeld Frauen, die die Geburt eines Kindes das Leben gekostet hatte, so daß die Angst nicht nur vor den unvermeidlichen Schmerzen, sondern auch vor einem tödlichen Ausgang manche Schwangerschaft begleitete.

Es ist erschreckend, sich klarzumachen, wie viele bekannte Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts im Kindbett gestorben sind, und ähnlich wie ihnen ist es unzähligen weniger be-